

(Nachdruck verboten.)

## 4) Das Angeborene.

Eine Erzählung von F. F. David.

Nichts hat Gazdas Weib gefreut. Wenn sie wieder einmal ein gut Stück Geld, größer als sie einem zugestanden, in die Sparkasse getragen oder zu schönem Zins ausgetan haben, so war ihr das ganz gleich. Man hat es ja doch nicht anders gehabt, hernach wie vorher; wozu also oder für wen?

Denn dieses war sehr merkwürdig an der Ludmilla: so lange ihre Geschwister klein gewesen waren, hatte sie sie doch sehr lieb gehabt und alles für sie getan und auf sich genommen. Sowie sie aber herangewachsen oder ihr sonst aus den Augen gekommen waren, hat sie ihrer kaum mehr gedacht.

Was man so Familiensinn nennt, dies war kaum in ihr. Wer einmal auf eigenen Beinen stand, der hatte sein Teil Liebe dahin und auf weitere keinen Anspruch mehr, der mußte sehen, wie er sich selber darauf behauptete und auf ihnen weiterkomme. So war das doch immer gewesen, seitdem die Welt stand. Küchlein, die ein- und ausgeschwärmt sind, die kennen einander nicht mehr.

Als hochmütig hat man sie ausgeschrien, weil sie von ihren Freundinnen aus der Mädchenzeit nichts mehr wissen wollte, wie sie reich und eine Frau im Dorfe geworden war, deren Mann jeden Tag Starosta werden konnte, wann es ihn nur darnach lüstete. Ueberhebung oder Stolz aufs Geld aber war es bestimmt nicht. Das war ein ganz ander und ein viel schlimmer Ding.

Die Ludmilla hat es in sich werden, wachsen und groß sein gespürt. Und sie hatte sich dagegen gewehrt und hat Verstecken gespielt vor sich selber und vor dem in ihr. Sie ist zur Weichte gegangen damit, und immer, wenn sie das lezte, das entscheidende Wort vorbringen und bekennen sollte, so hat es sie gewürgt, wie etwas, um das niemand wissen darf, und sie ist wieder heimgegangen, ohne ihre Seele befreit und für immer erleichtert zu haben.

Und gegen Gregor ist sie ausfällig geworden. Und was er getan und unternommen hat, nichts, gar nichts, hat sie interessiert oder war ihr recht, und in jedem Wort gegen ihn war ein Stachel und ein Vorwurf. Das war nicht anders, mußte er sich oftmals denken, als hätte er sie ganz schmäzlich angeschmiert und betrogen. Vor ganz Fremden war sie auch so zu ihm, und, weil sie geruht hat, sie tut durchaus unrecht an ihm, und hat sich dennoch nicht helfen können vor sich selber, so ist sie in ihr launisches Wesen immer tiefer hineingeraten und immer gehässiger, ja feindseliger gegen ihn geworden.

Sie ist krank, hat ihr Mann gedacht, und es kommen ihr Mücken und Schwärmen um sie, und sie weiß sich keinen Rat vor ihnen; und also hat er keine Mühe und Sorge gespart, damit sie ruhiger wird und ihm nur nicht jede Stunde verdirbt, die er zu seiner Erholung braucht. Der Hager sticht sie, haben sie im Dorf gegen sie gehandelt, wo sie es ihr natürlich nicht vergönnten, daß es ihr so gut ging, und meinten, die beste Medizin bei solcher Krankheit sei der Ochsensteden. Denn, so umsonst es war, ein wenig heken gegen die Ludmilla hat man aus allgemeiner Menschenliebe doch müssen. Aber nicht einmal der hämische Spott über sie vermochte etwas dagegen und brachte sie nicht zur Besinnung. Denn ihr ganzes Wesen war in eine Gährung geraten, und was trüb war, hob sich in ihr.

Er war heimgekommen und ohne Gruß empfangen worden. Das war er kaum mehr anders gewöhnt. Er versuchte, sein Weib zum Reden zu bringen. Ohne allen Erfolg. Er wollte Licht machen, um seine Rechnungen wieder einmal in Ordnung zu bringen. Sie litt es nicht. So gingen peinliche Augenblicke. Es war sehr finster; so ein frostiger Herbstabend, wo der Rebel huscht, und es wie Gespenster in die Fenster sieht; und der Wind kauert sich manchmal in sich und springt wieder auf; und die Pappeln an der Straße ächzen und jammern sehr, wenn er zufährt und sie grimmiglich anpakt.

Der Gregor hat also dies und das probiert, hat auf ihre Neugierde gerechnet, nur um sie zu einem Wort zu bringen. Es war alles umsonst. Er hat endlich ins Dunkle gestiert,

wie sie, und hinübergehorcht auf ihren Platz. Doch hat sich nichts gerührt. Er rückt nah und näher zu und hört, wie schwer sie atmet; nimmt ihre Hand und streichelt sie. Ein Augenblicken läßt sie sich das gefallen; dann stößt sie ihn fort und springt auf in die Küche.

Er wartet und wartet und sie kommt nicht wieder. Da ist ihm sehr bang geworden; nach ihr und überhaupt. Er schleicht ihr nach. Sie hat Feuer gemacht gehabt, um ihr bißchen Nachtessen zu kochen. Das wollte nicht recht krennen und sie blies mit Macht in die Glut, und die Augen sind übergelaufen, weil viel Rauch war, wie sich der Wind mit einem recht kläglichen Lamentabel durch den Schornstein gezwängt und die Flamme niedergedrückt hat, eben wenn sie steigen wollte. Und das Gesicht von der Ludmilla war, wie es der Gregor noch nie gesehen hat: wild, zum Fürchten, und die Haare hingen ihr verworren in die Stirn, die sonst immer sehr auf sich acht gegeben hatte, und die Augen waren rot und traurig. Und manchmal hat sie einige Takte zu singen angefangen, schrill, hoch, ganz falsch und leidenschaftlich und er hat sich besinnen müssen, bis er erkannt hat: es ist ein Wiegenlied, das sie so verzerrt für sich hinsingt.

Endlich nimmt er sich ein Herz: „Ludmilla!“  
Sie hat ihn ganz gehässig angesehen: „Was schleicht hinter mir her, Gregor? Was willst?“

Er trat ganz nahe an sie heran: „Was ist mit Dir, Ludmilla? Was willst Du? Sag mir's doch doch, liebe Milla!“

Das Haar strich sie sich mit unwirschiger Gebärde aus der Stirn. „Hat Dich wer gerufen? In Ruh' lass' mich. Hörst, in Ruh' sollst mich lassen.“

„Aber was ist mit Dir? Was hat sich mit Dir begeben, Ludmilla?“

„Nichts ist mit mir. Nur lustig bin ich und tu' mir also eins singen. Oder darf ich nicht mehr, Gregor?“ Und sie sah ihn böse an.

Er war tief bekümmert in seiner grundguten und ihr durchaus anhänglichen Seele. „Eben, so sag' mir's, Ludmilla. Was willst eigentlich? Oder wem willst es sonst sagen?“

„Du zulezt,“ schrie sie. Dann wurde sie rot — aus einer Bornigkeit, ohne Grund und ohne Maß und voll von Trauer rot, und sie holte tief Atem: „Oder wart! Erraten kannst's nicht. Gregor? Ich bin allein. Verstehst mich, Gazda? Und wenn ich decken tu' zum Essen, so frag' ich, wie lang werden noch nur zwei Leut' dastjen und das Lachen verlernen von einander und das Reden? Und eine Wiege hab' ich mir gekauft von meinem gesparten Lohn, wie wir geheiratet haben. Und ich hab' sie nicht geschaukelt, die so vielen Jahre, weil man glaubt, wenn man das tut, so nimmt man dem Kind den Schlaf, welches einmal darin soll schlafen. Und jetzt steht sie auf dem Boden, und ich bin davor, wenn ich ganz allein bin. Stundenlang, und ich schaukel sie mit dem Fuß und ich denk mir, wie lang ist sie schon leer und soll sie immer so bleiben? Und ich sing' meine Wiegenlieder, alle, welche ich weiß, damit ich sie nicht vergeß'. Und ich werd' schlecht. Und kommt eine Bettlerin und sie fängt ein Kind, so geb' ich ihr nichts und wenn sie noch so tut, weil ich ihr neidig bin, um das Kind, was sie bei sich hat, Gazda!“

Das kam zischend durch die Bahnlücke, vorgesprudelt in einer nicht mehr zu meisternden Erregung, die sie hob und verklärte und schöner erscheinen ließ, als sie der Gregor jemals gesehen. Er wollte etwas entgegenen. Aber sie hob die Hand fast drohend und fuhr fort:

„Und ich geh' darum zu keiner, die ich kenn'. Denn am meisten haben tu' ich im Dorf und am ärmsten bin ich. Und wenn eine an mir niedersieht, so weiß ich, was sie sich denken tut von mir und ich schäme mich in mich hinein, ganz in mich selber, Gazda, als wär' ich kein rechtschaffen Weib und Du wärst nicht mein Mann, sondern wir lebten nur so mit einander, so daß der liebe Gott nichts davon wissen will. Und wenn ich allein bin, so hör' ich um mich, ob was ruft nach mir, wie ich's gewöhnt bin, oder mich am Kleid zupfen tut, oder was will von mir und mich braucht. Und nichts will was von mir und nichts braucht mich, damit ich's betreu' und pfleg' und hätschel'. Und ich bin überflüssig auf der Welt und wir taugen zu nichts, Gazda!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht, wie eines, das mehr gesagt hat, als es soll und

es nun mit Gewalt zurückhalten möchte. „Und ich bin gesund und stark, Gazdal!“

„Vielleicht, wenn wir eines annehmen täten? Von Deinen Leuten, Ludmilla?“

Sie tat die Hände fort. Sehr bestimmt und feindselig sah sie ihn an. „Damit darfst Du mir nicht kommen, Gazdal! Ein Kind sich nehmen? Das ist Unsinn und ist eine Sünde. Das könnt' ich gar nicht lieb haben. Denn es muß mein sein, ganz mein, sonst ist's, wie wenn man sich einen jungen Hund kauft oder man läßt sich ihn schenken. Man hat ihn eine Zeit lang, und spielt mit ihm, und ~~richtet~~ <sup>richtet</sup> sich ihn ab, und wenn er nicht mehr da ist, so rußt man sich halt wieder einen, und hat man den gern gehabt, so wird man den auch lieb haben.“

„Was ist man aber denn, Ludmilla, mein Seelchen?“

„Nix tut man. Einander in Ruh' lassen!“

„Man könnt' vielleicht eine Wallfahrt machen?“

„Meinst?“ Das war voll Zweifel und einer Hoffnung, die sich nicht mehr recht vorwagt. „Meinst? Aber dann müßtest Du mit. Aber — jetzt laß' mich allein. Jetzt kann ich Dich nicht seh'n. Keinen Menschen kann ich nicht seh'n.“

Er blieb ein Weilchen allein. Aber die Tür zur Küche ließ er offen und hörte sie wirtschaften und zwischendurch ihr Singen anheben und es wieder abbrechen. Dann brachte sie Licht und ein Schüsselchen und stellte beides mit einem harten Schlag vor ihn hin. Sie sah ihm zu, während er nachdenklich und ohne Hunger so herumlöffelte in der Milch und nahm selber keinen Bissen zu sich. Er sah ziemlich fassungslos vor sich hin. Und plötzlich fühlte er ihre Arme um seinen Hals...

„Halt' mich, Gregor! Oder es nimmt mich von Dir.“

Und ihr ganzer Körper bebte in der Leidenschaft und in unterdrückten Schmerzen.

„Halt' mich denn gern, Ludmilla? Immer noch?“

„Sehr gern,“ nickte sie ernsthaft und traurig. „Und das ist ja das Unglück für uns.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Sch schon. Sch schon.“

Er zog sie immer enger an sich und strich ihr rauh über die Hand und die Wangen, und ihr ward sehr weich dabei, wie sie sich so immer näher und inniger an ihn schmiegte. Und so saßen sie eine gute Weile beisammen: zwei Menschen, die sehr aneinander hingen und sich dennoch zu verlieren fürchteten. Denn so nahe sie diese Stunde wieder verband, zwischen ihnen, traurig und unentrinnlich, saß schon das und räfelte sich immer machtvoller, was sie schied. Und wie sie so an seiner Brust gelegen ist, ganz hingezogen und hilflos vor ihrem Kummer, der sie geschüttelt hat, wie eine Kaze eine arme Maus schüttelt, da ist sie dem Gregor sehr hilfsbedürftig vorgekommen, hilfsbedürftig und zu bedauern, und sehr schön und auch sehr jung, und er hat sich wieder einmal als der Stärkere gespürt.

Es wäre vielleicht ein Glück gewesen, hätte der Gregor dieses Gefühl festhalten und durchführen können. Denn ein Weib, und sei es noch so gut geartet, braucht doch einen Meister, gar wenn es seiner selbst unsicher zu werden beginnt, damit es sich halten kann an ihm.

So aber hat er der Ludmilla bald wieder in jeglichem nachgegeben, und sie hat sich gegen ihn und seine Gutheit wieder zu verstocken angefangen. Sie haben Wallfahrten gemacht, wohin immer wer gemeint hat, daß man sich in solchen Fällen wenden kann, haben Opfer gebracht und beten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Im Omnibus.

Von Arthur Bernède. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Herr Espert, Reisender der Seidenwarenfirma Durand & Cie., hat eine längere Geschäftsreise durch Frankreich gemacht und kehrt nun nach Paris zurück, das Herz von Bonne geschwellt bei dem Gedanken, daß er binnen weniger Minuten seine teure, heißgeliebte Gattin, die schöne, sanfte Anastasia, in die Arme schließen wird. Herr Espert, der im übrigen der beste Mensch der Welt ist, hat zwei große Fehler, zwei kapitale Unzulänglichkeiten: er ist sehr eigenartig und sehr geizig. Er zittert vor Verlangen, seine Gattin in die Arme zu schließen; auf der anderen Seite aber lößt ihm der Gedanke, drei Frank für eine Gepäckbrotsche ausgehen zu müssen, um sich und seine umfangreichen Koffer möglichst schnell zum ehelichen Domizil befördern zu lassen,

einen tiefen Abscheu ein. Das Resultat dieses stummen, aber nichtsdestoweniger äußerst erbitterten Kampfes ist ein heldenhafter Entschluß, der beide Interessen in gleicher Weise berücksichtigt: Herr Espert wird per Omnibus nach Hause fahren und sein Gepäck auf dem Bahnhof lassen, von wo es am nächsten Morgen durch den Geschäftswagen der Firma abgeholt werden kann.

Eiligen Schrittes steigt Herr Espert aus dem Zuge, verläßt den Pagnus und begibt sich zur Omnibusstation der Linie Westbahnhof—Montrouge. Da er auf dem Boulevard Arago wohnt, wird er in kaum 25 Minuten bei seiner heißgeliebten Anastasia sein. Er betritt das Omnibusbureau, das von Reisenden erfüllt ist — es ist 8 Uhr abends —, nähert sich dem Schalter und ruft:

„Ein Billett nach Montrouge, bitte!“

Der Beamte (welcher äußerst langsam, mit einer peinlichen Umständlichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, seinen Dienst verrichtet): „Bitte einen Augenblick! — Immer einer nach dem anderen, nicht wahr?“

Espert: „Aber ich hab's sehr eilig!“

Der Beamte: „Sie sehen wohl, daß noch Leute vor Ihnen sind?“

Espert: „Gewiß — aber wenn Sie sich ein bißchen beeilen möchten!“

Der Beamte (gallig): „Oh! Deshalb kommen Sie doch nicht schneller heran.“ (Gibt ihm schließlich ein Billett.) „Da!... Herr Eilig!“

Espert: „Sie sind unverschämte!“

Der Beamte: „Unverschämte sind Sie!“

Espert: „Sch? Oh! Das ist aber stark!“

Der Beamte: „Nun, wenn es Ihnen nicht paßt —“

Espert: „Nein, es paßt mir absolut nicht!“

Der Beamte: „Wenn man so penibel ist wie Sie, mein Herr, dann nimmt man eine Droschke.“

Espert: „Einstweilen geben Sie mir das Beschwerverbuch!“

Der Beamte (voll souveräner Verachtung für das Beschwerverbuch): „Hier, bitte!“

Espert (taucht die total verrostete Feder in graugesärbtes Wasser und verfaßt folgende Beschwerde): „Herr Direktor, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich schwer beleidigt bin von einem Beamten Ihrer Gesellschaft, den ich in aller Höflichkeit um ein Billett gebeten habe. Als er meine Bitte mit einer offenkundigen Gleichgültigkeit beantwortete, habe ich mich für berechtigt gehalten, ihn um eine etwas promptere Bedienung zu ersuchen, da ich es in der Tat eilig hatte, meine Gattin zu umarmen“ usw.

Herr Espert füllt auf diese Weise drei Seiten des Beschwerverbuches, dann begibt er sich, sehr befriedigt durch den Gedanken, daß Recht doch Recht bleiben müsse, zum Omnibus. Ein Wagen hält gerade.

Der Schaffner (rufend): „Nummer 26, 27, 28.“

Espert (sein Billett schwingend): „Verzeihung, ich habe 999.“

Der Kontrolleur: „Grünes Billett? Die andere Serie. Sie kommen zu spät. Sie müssen warten, bis Nummer 999 wieder —“

Espert: „Na hören Sie mal! Machen Sie keine faulen Bißes!“

Der Kontrolleur: „Ein Beamter macht im Dienst überhaupt keine faulen Bißes.“

Espert: „Sehr schön! Aber ich hab's eilig. Lassen Sie mich einsteigen!“

Der Kontrolleur: „Wenn Ihre Nummer herankommt.“

Espert: „Aber das ist ja Blödsinn! Das —“

Der Kontrolleur: „Sie hätten anpassen sollen!“

Espert: „Aber ich war —“

Der Kontrolleur: „In der Aneipe, ich weiß schon!“

Espert: „Sagen Sie doch lieber gleich, ich sei betrunken!“ (Das Publikum beginnt zu nurren.)

Der Kontrolleur: „Wollen Sie mich jetzt meinen Dienst tun lassen, ja oder nein?“

Espert: „Ich werde mich beschweren.“

Der Kontrolleur: „Bitte sehr!“

Herr Espert kehrt während ins Bureau zurück, verlangt ein zweites Mal das Beschwerverbuch und schreibt eine neue, fünf Seiten lange Beschwerde nieder. Dann kehrt er zur Station zurück, auf der gerade ein Omnibus hält.

Der Schaffner (rufend): „Nummer 445, 446, 447.“

Espert: „Ich habe 999 grün.“

Der Kontrolleur: „Nummer 999 grün? Dann müssen Sie warten, bis —“

Espert: „Eine Stunde warte ich schon. Jetzt hab' ich's aber satt! Ich steige ein!“ (Er will mit Gewalt in den Omnibus hinein. Schaffner und Kontrolleur suchen ihn daran zu verhindern.)

Stimmen aus dem Publikum: „Haut ihn! Zur Wache! Schuzmann!“

Ein Schuzmann (zu Espert): „Machen Sie hier keinen Skandal! Sehen Sie sich!“

Espert: „Wo denn?“

Der Schuzmann: „Wo Sie wollen.“

Der Kontrolleur (sich schließlich Gehör verschaffend): „Der Herr soll ein anderes Billett lösen, dann kann er mit dem folgenden Wagen fahren.“

Der Schuzmann (zu Espert): „Da hören Sie's! Die Sache ist doch sonnenklar! Was machen Sie solchen Skandal?“

## Kleines feuilleton.

Der Schaffner gibt das Abfahrtszeichen. Der Wagen setzt sich in Bewegung. Herr Espert geht ein neues Billett lösen und kehrt zur Haltestelle zurück. Kein Omnibus zu sehen. Fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde verfließen — immer noch kein Omnibus zu sehen.

Espert (sehr ärgerlich): „Zum Donnerwetter! Ob heute überhaupt wohl noch einer kommen wird?“ (Sich einem Kontrolleur nähernd, der vor der Station auf und ab promenierte): „Verzeihung, mein Herr, woran liegt es, daß kein Omnibus kommt?“

Der Kontrolleur (schroff): „Soll ich das wissen?“

Espert: „Die Wagen sollen in Abständen von fünf Minuten verkehren und ich stehe hier schon eine Viertelstunde.“

Der Kontrolleur: „Nicht möglich!“

Espert: „Aber — mein Herr!“

Der Kontrolleur: „Wenn die Wagen in Abständen von fünf Minuten verkehren sollen, dann verkehren sie eben alle fünf Minuten.“

Espert: „Aber ich erkläre Ihnen doch, daß ich schon eine Viertelstunde hier stehe!“

Der Kontrolleur: „Aber nein!“

Espert: „Dann bin ich also ein Lügner?“

Der Kontrolleur: „Das will ich damit nicht behaupten. Vielleicht ist irgend eine Störung auf der Strecke eingetreten. Aber das ist nicht Schuld der Gesellschaft.“

In diesem Augenblicke treffen kurz hintereinander zehn Wagen der Linie Westbahnhof—Montrouge, welche in der Rue de Turbigo durch einen ungewohrsenen Lastwagen aufgehalten worden sind, an der Haltestelle ein. Herr Espert, der die Nummer 101 der gelben Serie hat, steigt schließlich in den vierten Wagen. Aber das Unglück verfolgt ihn beharrlich. Vor dem Theater Antoine versperrt eine Droschke, die mit den Rädern in die Schienen der Straßenbahn geraten ist, den Weg — fünf Minuten Aufenthalt. An der Haltestelle auf dem Boulevard des Italiens erhebt sich wegen des Billetts eine längere Auseinandersetzung zwischen einem Fahrgast und einem Kontrolleur — weitere zehn Minuten Verspätung. An der Vendôme-Säule ist eine dicke Dame die Ursache des Aufenthaltes. Sie ist mit zwei ungeheuren Körben an jedem Arme aufs Verdeck geklettert und kann nun absolut nicht die Treppe herunter, so daß man einen Augenblick schon daran denkt, zu ihrer Befreiung die Feuerwehre zu alarmieren. Endlich gelingt es ihr, den Boden zu erreichen, und der Wagen fährt weiter. Herr Espert atmet auf. Hoffentlich vollzieht sich der Rest der Fahrt schnell und ohne Störung. In der Tat erreicht man sehr bald die Rue Denfert-Rochereau. In drei Minuten wird der liebende Gatte seine angebetete Anastasia in die Arme schließen können. Aber plötzlich — ein jäher Ruck. Der Wagen hält. Herr Espert steckt den Kopf zum Fenster hinaus und bemerkt unbeweglich, gleich schlafenden Ungehauern, fünf Wagen der Omnibusgesellschaft, die ebenfalls halten.

Espert: „Was gibt's denn schon wieder?“

Schaffner: „Die Elektrische nach Batignolles ist stehen geblieben. Der Strom ist ihr ausgegangen.“

Espert: „Wird das lange dauern?“

Der Schaffner: „Ich weiß nicht. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht aber auch zwei Stunden.“

Espert: „Aber das ist ja ekelhaft!“

Der Schaffner: „Nicht meine Schuld, mein Herr.“

Espert: „Habe ich Sie vielleicht schon gefragt?“

Der Schaffner: „Nein, aber —“

Espert: „Schweigen Sie, Sie Grobian!“

Der Schaffner: „Ein Grobian sind Sie!“

Espert: „Sie beleidigen mich! Ich werde Sie melden!“

Ein Fahrgast: „Verzeihung, mein Herr, der Schaffner hat Sie nicht beleidigt.“

Espert: „Kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen!“

Der Fahrgast: „Sie haben nicht das Recht, einen ausländischen Arbeiter zu beleidigen!“

Espert: „Ach! hol' Euch alle der Teufel!“ (Er springt aus dem Wagen und begibt sich im Laufschrift nach seiner Wohnung.)

Madame Espert (ihrem Gatten, der heftig geschellt hat, die Tür öffnend): „Ach! ist der Herr endlich da?“

Espert: „Ja, ich bin da, Liebchen.“

Madame Espert: „Du bist ja in einer niedlichen Verfassung! Natürlich hast Du wieder so lange in der Kneipe geessen?“

Espert: „Aber ich schwöre Dir —“

Madame Espert: „Der Zug kommt um sechs an, und jetzt haben wir fünf Minuten vor neun. Du wirst mir nicht weismachen, alter Krutenbold, daß Du drei Stunden gebraucht hast, um vom Westbahnhof bis hier —“

Espert: „Aber ich versichere Dir, ich —“

Madame Espert: „Schweig! Ich weiß, was ich davon zu halten habe. Du kannst nichts, absolut nichts zu Deiner Verteidigung vorbringen!“

Espert: „Ich habe den Omnibus benutzt.“

Madame Espert: „Du hast den Omnibus benutzt? Oh! das ist freilich etwas anderes! Dann wundere es mich, daß Du schon da bist! Du Vermirrer, was müßt Du ausgehalten haben! Schnell! Umarme Dein kleines Frauchen!“

de. Die Friseurin. In wunderbarer Sommerklarheit strahlte der Morgen über der noch im Frühschlaf liegenden Stadt. Blau und leuchtend wölbte sich der Himmel über den Dächern, dieser helle Morgenhimmel, der noch die ganze Frische des jungen Tages ausatmete. Eine reine kühle Luft wehte durch die Straßen, frei von dem Lärm und Staub, von der Schwüle des Mittags.

Das Villenviertel lag ruhig und leer. Hier und da ein Wädeljunge, ein Milchmädchen, vereinzelt auch elegante Herren und Damen, die im nahen Park ihren Brunnen tranken. Sie schritten ruhig und behaglich dahin und genossen die köstliche Morgenstunde in vollen Zügen.

Nur Frau Jung hatte es furchtbar eilig. Eine kleine schmalbrüstige farblose Gestalt, in verschoffenem Wollkleidchen und verwaschener Bluse. Der abgetragene Pompadour, in dem die Brennspieceren aneinander klapperten, verriet die Friseurin auf den ersten Blick. Ihr Atem ging schwer und keuchend; sie rannte trotzdem, — rannte — rannte! — Es war gleich halb Sieben. Der Weg bis zur Wendlerstraße dauerte mindestens noch fünfzehn Minuten, und sie sollte doch schon kurz vor halb bei Frau Stadtrat Caldern sein. Wenn die etwa den Dampfer veräumte und zu spät zu ihrer Landpartie kam — danke schön!

Frau Jung setzte sich in Galopp. — Schließlich konnte sie aber doch nicht mehr, — sie mußte sich an ein Gartengitter lehnen und Luft holen, sie flog am ganzen Körper.

Neinweg die Schwindsucht lief man sich an den Hals. Frau Jung stöhnte auf. Aber rennen — hier stehen, das ging ja nicht! Das konnte sie doch nicht, — und sie rannte von neuem.

Eine Uhr schlug halb. Na ja, da hatte man die Bescherung, — Frau Stadtrat Caldern würde ja ein Gesicht machen. — Ach was — mochte sie, — war's am Ende, war's nicht ihre Schuld, daß sie bei Frau Direktor Böse so lange hatte warten müssen. Ein Zug stillen Aergers flog über ihr erhitstes Gesicht. Auch 'ne Art und Weise von dieser Frau Direktor Böse, — bestellt einen um sechs Uhr hin, weil sie abreisen will nach Karlsbad, treibt einen schon um fünf aus den Federn und liegt dann einfach noch im Bett — Frau Jung's Finger preßten sich im stummen Aegerer um die Pompadour-Juchüre, — einfach noch im Bett, fährt mit dem Mittagszuge, hat ja nun noch Zeit, will sich aber doch rasch anziehen; „rasch“ heißt: in einer Viertelstunde — um wild zu werden war es! — Und dann noch solch dumme Redensarten: „Wenn Sie nicht einmal so lange Zeit haben, nicht 'mal 'n paar Minuten warten wollen!“ — fünfzehn Minuten 'n paar Minuten für sie, die am Vormittag fast mit Sekunden rechnen mußte, um bei jedem zur rechten Zeit zu sein — die anderen würden ja auch schön schimpfen, wenn sie nun überall soviel später kam!

Na, da war wenigstens Stadtrat Caldern's Haus. Sie stürmte die Treppen hinauf und riß an der Glöde.

„Is man bloß gut, daß Sie endlich da sind!“ sagte die Jungfer, indem sie ihr das Toilettenzimmer öffnete. „Zeh'n Sie man immer rein und warten Sie. Die Indäbige is noch bei's Waschen, sie macht uns schon alle verrückt, weil Sie nie da sind.“

„Frau Jung, ich bin außer mir!“ Klang nach einer ganzen Weile eine scharfe Stimme, eine Dame im tiefsten Negligee eilte herein. „Wie können Sie einen denn so warten lassen, Frau Jung? Das ist ja skandalös!“

„Ja, aber —“

„Ach was, aber! Sie sind rücksichtslos! Sie wissen doch, daß ich weg will; ich hab' ja keine Minute Zeit — um halb acht geht unser Vereinsdampfer ab; ich kann nun natürlich mit dem Zuge nachfahren!“

„Ich hab' man selber warten müssen, Frau Stadtrat, Sie wissen ja, die Frau Direktor Böse, die kann immer nie aus 'm Bette finden — und überhaupt geht's ja nu eins zwei drei, wenn man Frau Stadtrat schon fertig angezogen wären, dann könnten Sie schon in fünfzehn Minuten weg.“

„Ach, ich soll mich wohl noch anziehen, wie es Ihnen paßt? Au! Sie stechen mich, ich ziehe mich an, wie es mir paßt, wer für mich arbeitet, hat sich nach mir zu richten.“

„Ich kann doch aber nie dafür, wenn ich warten muß, — sehen Sie, Frau Stadtrat, nun haben mich Frau Stadtrat auch noch 'ne Weile warten lassen, nun komm' ich bei die anderen erst recht mit Verspätung, was soll ich nun da sagen? Die schnauzen einen nu erst recht an.“

„Gott, reden Sie bloß nicht so viel, Sie machen mich nervös!“

Frau Caldern hält sich die Ohren zu, dann fällt sie plötzlich in einen bittenden Ton: „Ach, übrigens hören Sie mal, liebste Frau Jung: Sonnabend müssen Sie auch wieder früh kommen, aber schon um halb sechs — wir reisen doch nach Nordernach und fahren um sechs ab, — um sechs Uhr fünfzehn geht der Zug.“

„Um halb sechs?“ Frau Jung läßt den Frisiertisch sinken, „und Sonnabend? Nee, das kann ich nie — da reisen sie alle, da fährt die Frau Geheimrat nach Göringsdorf und bei die soll ich um dreiviertel sechs sein — und Rosers machen 'ne Partie, da soll ich um viertel sieben sein — und Bankier Hartung's fahren um neune und Baumeisters um achte und Scharfs um dreiviertel achte und Winters machen auch 'ne Partie. Alle kommen sie zwischen sechs und achte und auf die Wege muß ich immer 'ne Viertelstunde rechnen — nee, Frau Stadtrat, das geht nicht, denn müßten Sie mich

Höchstens 'n Hauschlüssel haben und ich steh' gleich nach viere auf und bin so etwas nach fünf hier..

„Ach, ich werde mich so früh aus 'm Schlaf stören lassen.“ Frau Salbern gähnt: „Ich bin heut' schon müde. Das ist ja aber un- gefällig von Ihnen, Frau Jung, wo Sie hören, daß ich reisen will.“

„Ja aber, liebe Jüte, ich kann doch nicht anders, und was ich machen kann, will ich ja gerne tun.“

„Sie sind wirklich ganz abscheulich, Frau Jung, dann lassen Sie doch eine von den anderen warten.“

„Das wollen die aber auch nicht und die haben mich früher be- stellt. Aber wenn sich Frau Stadtrat zu den Tag 's Haar allein machen, das ginge doch auch, wenn's sein muß.“

„Nun werden Sie bloß nicht noch boshaft, Frau Jung!“ Frau Salbern dreht ärgerlich den Kopf herum: „Ich mir die Haare machen! Sie wissen ganz genau, daß ich das nicht kann, überhaupt Haare, die machen mich nervös, wütend werde ich bis zum Weinen dabei, weil ich sie nie zum Eigen frige. Nein, dann fahre ich ein- fach 'n Tag später, und Sie kommen 'n Sonntag früh zur Zeit und frisieren mich.“

„Das wird man auch schlecht gehen, Frau Stadtrat.“

„Was, sind Sie da etwa auch schon bestellt?“

„Ne, aber 'n Sonnabend abend fahre ich selber auf vier Tage zu meiner Schwester nach Freienwalde.“

„Was? Sie wollen verreisen?“ Frau Salbern ist sprachlos.

„Wie kommen Sie denn auf so was?“

„Nu, es kost't mir nicht,“ sagte Frau Jung. „Sie schickt mir fogar 's Reisejeld und da hab ich alles um bin zu Besuch — und hier die Damen sind doch alle weg, die drei, die noch hier sind, be- helfen sich die vier Tage, Frau Stadtrat könnten sich doch auch be- helfen und stecken sich die Flechten einfach rum. Auf der Fahrt sind die Haare ja doch unterm Hut.“

„Und das muten Sie Einem zu? Nein, Sie sind wirklich rücksichtslos, Frau Jung, was Sie sich so einbilden möchte ich mal wissen, reisen Sie doch einfach 'n Tag später, wenn ich weg bin.“

„Ne, das kann ich nicht, Frau Stadtrat, sehen Sie mal, Frau Stadtrat, nachher fährt meine Schwester selber weg, und dann kommt auch Frau Ingenieur Wolf wieder aus 's Bad, da muß ich zurück sein, die is so krank und schwach, die kann sich nicht alleine frisieren.“

„Es ist unerhört!“ wiederholte Frau Salbern. „Dann wird also wirklich nichts anderes übrig bleiben, dann kommen Sie am Sonnabend früh nach fünf.“

„Pünktlich nach fünf.“ Frau Jung packte ihre Dremscheeren ein, „ich stehe gleich nach vier auf, Sie können sich auf mir ver- lassen. Morgen.“

Frau Salbern wirft ihr einen bösen Blick nach: „Ich werde ihr aber auch nicht ein Stück von der Reise mitbringen, nicht ein Stück!“

**Kunst.**

e. s. An der Fischerbrücke, mitten in dem male- rischsten Winkel Berlins, steht am Wasser ein Haus, dessen Einfach- heit auffällt. Grau ist die Front, ein wenig heller die breite Ein- fassung der Fenster. Die Blaudenwirkung der Fassade ist ruhig und einfach und unter den vielen schlechten Neubauten des Viertels fällt dieser Bau auf, dem das Wasser mit zur Wirkung dient. Als einzige aparte Note befindet sich an dem Hause ein kleiner Erker, der über dem Wasser hängt, mit leichtem Schmuckwerk, das sich aber nicht vordrängt. In der feinen Art, wie dieser Erker angebracht ist, so leicht und ungezwungen, wie flüchtig der ornamentale Schmuck gehalten ist, merkt man den Einfluß der Tradition guter, alter Bauweise.

Hier befindet sich das St a n d e s a m t I; die Räume, zu deren Ausstattung Ludwig von Hofmann und Bildhauer West- phal beitragen, sind nun fertiggestellt.

Das Wartezimmer ist einfach gehalten, ruhig und gesammelt. Es ist der Charakter gewahrt der Vorbereitung, der Sammlung. Die Aufmerksamkeit soll durch nichts abgelenkt werden. Der ruhige Gesamton der Inneneinrichtung, die Maßverhältnisse, die stille Farbenwirkung geben einheitlich denselben Eindruck her. Nur eine leichte Girlande schlingt sich als Schmuck um den Raum.

Vollere Wirkung, zugleich feierlicher und freundiger Art, strebt der Hauptsaal an, in den man nun eintritt. Da fallen die Schnit- zeilen auf, die die Wände bedecken, den Raum umziehen. Die Arbeit ist leicht aus dem Eichenholz gehoben und nur wenig vertieft, so daß der Charakter nicht aufdringlich ist. Reizvoll ist das Spiel des Lichts auf den geschnittenen Formen. Dies ist endlich wieder einmal gute, vortreffliche Arbeit, die zeigt, daß die gute Tradition noch lebendig wirkt. Wir sollten diese Art Schmuck als Kunst mehr pflegen. Sie paßt in unser Klima und stellt dem Künstler viel neue Aufgaben. Wie warm wirkt ein tiefer, brauner Holzton, er stimmt einen Raum intim. Wie reich und mannigfaltig betätigte sich früher diese Kunst, während wir uns jetzt ausschließlich an das uns fremde Marmor- material halten.

Die Decke, ebenfalls Holzverkleidung, ist reicher, voller aus- gearbeitet, ohne jedoch schwer zu wirken. Die Darstellungen sind dem Gebiet entnommen, auf das die Bestimmung des Raumes als St a n d e s a m t verweist. Es sind die Beziehungen zwischen Mann und Weib, der Wandel und der Reichtum des Lebens in ihnen, die hier zum Ausdruck kommen, nur als Anklang, frei gestaltet, keine in- haltlich aufzählende Vollständigkeit.

Der Bodenbelag ist grau, wie überhaupt der Gesamteindruck des Zimmers hell und licht ist.

Mit das schönste in dem Raum sind die dekorativen Malereien von Ludwig von Hofmann. Endlich einmal kann sich dieser Künstler seiner Bestimmung gemäß betätigen. Er ist Raumkünstler. Seine Bilder sind nur in Farben gedacht, nur um der Farben willen da. Er ist der farbenfeligste Gestalter, den wir haben. Farbe ist für ihn Aushang und Freude. Die Wandbilder sind echte, reine Hofmanns. Die Farben leuchten jung und frisch. Überall ein gleiches Motiv, nur variiert. Im Vordergrund, zwischen Bäumen, die nackten Körper der kleinen Kinder. Sie reichen sich Girlanden, flechten Sträuß- chen, die sie anderen geben. Sie sitzen da und schauen den Gespielen zu oder lehnen sich träumend an den Stamm. Ihr Leben ist noch unbewußt wie das Leben der Blumen, der Blätter, der Räume, die sie umgeben. Sie kümmern sich um nichts sonst, sind ganz in ihr Tun versunken. Wie abgeschlossen sind sie von der Welt. Hinter ihnen dehnen sich weit die Wiesen. Die hellen, lachenden Wiesen voller Licht, wie nur Hofmann sie malt. Die Sonne leuchtet auf dem zarten Grün. Alles strahlt in schönster Frühlingshelle. Mädchen tanzen frohe und überwältige Reigen. Auch sie ganz Freude, ganz Frohsinn, ganz Glück. Wie ein Traum, unwillkürlich und doch wahr. Leicht flattern die Gewänder. Sie achten dessen nicht. Das Licht umstrahlt sie. Kommt zum Tanz, rufen sie den Gespielinnen zu. Eine ganze Fülle von Licht und Farbe strahlt von den Wänden herab und macht den Raum licht und groß. —

**Humoristisches.**

— Schwaches Gedächtnis. Komponist (nach dem Durchfall seiner Operette): „Wenn ich mich nur erinnern könnte, von wem ich die Musik gestohlen hab', damit ich von dem Kerl nie mehr 'was abschreib'!“ —

— Rentabel. „Die neue Entfettungskuranstalt soll sich ja so gut rentieren!“

„Gewiß!... Drei Besitzer hat sie bisher schon gehabt — und alle drei sind dick und fett dabei geworden!“ —

— Vorbereitung. Parvenu (der zum Souper seine Schulfreunde eingeladen, zu seinen Töchtern): „Also, Leura, Du gibst acht, daß die Eingeladenen sich gut amüsieren... Du, Rosa, daß immer alles Sekt hat... Du, Camilla, singst aus feine' Opren... und Du, Klara, merkst auf, daß keine Bestede eingesteckt werden!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— „Das Duell“, ein russischer Roman à la Wisse, ist er- schienen. Der Verfasser, Schriftsteller Kuprin, hat eine Dank- adresse von zahlreichen Offizieren aller russischen Waffengattungen für seine Enthüllungen erhalten. —

— „Durch den Tod“, ein soziales Drama von Marc Saugnier, soll vor der Pariser Gelehrten-Gesellschaft zur Auf- führung gelangen. —

— M. d. N. (Mitglied des Reichstags), ein neues Stück von Heinz Gordon, das in Abgeordnetenkreisen spielt und auch die Sozialdemokratie berührt, wird am 15. Juli im Dresdener Central-Theater zur Erstaufführung kommen. —

e. Die staatliche Förderung der Volkstheater in Frankreich will der Minister des öffentlichen Unterrichts bei der stets zunehmenden Ausbreitung dieser Bühnen sich besonders an- gelegen sein lassen. Er hat eine Kommission zu diesem Zwecke ernannt, die sich aus zahlreichen Deputierten, Schriftstellern, Kritikern und Theaterdirektoren zusammensetzt. —

— Das Berliner Opernhaus will als erste Novität in der kommenden Spielzeit ein dreiaktiges Musikdrama von B. Sten- hammer: „Das Fest auf Solhau“ aufführen. —

— „Zur indischen Witwe“, Operette in drei Akten von Oskar Strauß, soll vom Central-Theater in Berlin im nächsten Winter zum erstenmal gespielt werden. —

— Anton Burger, der Altmeister der Frankfurter Maler, ist, 81 Jahre alt, auf seinem Altersheim Kronberg gestorben. —

— Vom 15.—21. September findet in Lüttich der dritte internationale Kongreß für öffentliche Kunst statt. —

— Die internationale Kunstausstellung in München hat eine neue Kollektion Kaulbachscher Werke zur Ausstellung gebracht. —

— Der Kliniker Professor Hermann Rothnagel ist im Alter von 54 Jahren in Wien gestorben. —

— Alois Senefelders erste Steindruckpresse wurde von der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, wo sie bisher aufbewahrt wurde, dem Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik zu München über- wiesen, wo sie nunmehr als eine der größten Lebenswürdigkeiten der Sammlung der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden wird. Das interessante Stück hatte im Jahre 1787 Senefelder, der Er- finder des Steindrucks, nicht nur erfunden, sondern auch selber ge- baut. Die Presse ist von denkbar einfachster Konstruktion und nur aus rohen Holzteilen zusammengesetzt. —